

Wir Rekruten und der 1. August

Autor(en): **Schwarz, René**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **15 (1939-1940)**

Heft 42

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-712951>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wir Rekruten und der 1. August

Noch vor ein paar Wochen staken wir tief im Zivilen drin. Hier führten wir ein angenehmes und geruh-sames Leben. Jeder arbeitete dort, wo er hingestellt war, sei es als Bauer, Handwerker, Student oder Kaufmann. Mitten in dieses angenehme und weiche Leben hinein flatterte eines Tages das Aufgebot für die R. S. Wir wußten es zwar schon lange, daß für uns dann am 8. Juli eine neue Phase unseres Lebens beginnen werde. Wir hatten von ältern Kameraden schon allerhand über diese Schule gehört. Es sei streng, hieß es, und man müsse mit allerhand Schwierigkeiten rechnen. Nun, wir sind trotzdem mit Freude und voll Erwartungen eingerückt. Soldat werden, das will doch jeder rechte Schweizer, und ganz besonders in Kriegszeiten. Soldat sein, heißt zudem Mann sein. Aber man rückt eben in die R. S. nicht als Soldat ein, sondern als blutiger Zivilist. Hier beginnt der Kampf Zivilist gegen Soldat. Das erfuhren wir gleich gründlich am ersten Tage unseres Dienstes. Wie wurden da unsere Erwartungen gedämpft. Es braucht wirklich viel, bis man den Privatmenschen nur einigermaßen abgelegt hat. Dieser lebt meistens seinen eigenen Interessen; er ist ein Egoist. Er tut gerade das, was ihm paßt. Wenn er Hunger hat, dann ißt er; wenn er müde ist, dann legt er sich hin und ruht aus. Wir können das nicht mehr seit dem 8. Juli. Wir gewöhnen uns diese Lebensart ab. Wir richten uns nach den gegebenen Befehlen. Es gibt keine Rücksicht auf den einzelnen. Der Blick ist aufs Ganze gerichtet. Unerbittliche Strenge und Härte von morgens früh bis abends spät. Wir werdenden Soldaten wir gehören uns selbst nur in der Gemeinschaft. Unsere Parole lautet ganz einfach: auf die Zähne beißen und sich umstellen. Es gilt, seinen ganzen Willen zu mobilisieren, um das zu leisten, was verlangt wird. Der Gewinn ist auf unserer Seite: Wir werden Männer, Sol-

daten. Wir kehren zufriedener an unsere alten Arbeitsplätze zurück. Wir werden zudem ganze Bürger, die das ihre beitragen in der Gemeinschaft unseres Vaterlandes.

Wir allein erreichten diese hohen Ziele niemals, wenn nicht diejenigen da wären, die uns führen, Wegweiser und Vorbild sind. Unsere Vorgesetzten, Offiziere und Unteroffiziere verlangen viel von uns. Denken wir immer daran, daß sie das Beste von uns wollen. Auf einem andern Weg brächten sie uns niemals zum wahren Soldatentum. Zugegeben, es fällt oft schwer, so zu denken. Es genügt nicht, das einmal einzusehen; wir müssen es täglich von neuem tun. Auch sie waren einmal Rekruten und unter uns hat es solche, die einmal höher steigen werden im Rang. So stellt sich von selbst die richtige Ansicht ein: Sie sind unsere Kameraden. Warum? Sie und wir, wir wollen ja letzten Endes dasselbe. Wir wollen frei sein, wir wollen unserer Heimat dienen, den schweren Dienst auf uns nehmen und uns unterordnen unter die eiserne Disziplin der Armee. Alle Worte über die Liebe zum Vaterland sind erheuchelt und erlogen, selbst am 1. August, wenn nicht ein Opfer damit verbunden ist. Wir wollen gemeinsam mit unsern Führern dieses Opfer bringen. Stellen wir uns hie und da in Gedanken an die Stelle unserer Korporale, des Feldweibels, des Fouriers, der Leutnants, des Herrn Oberleutnant oder des Herrn Hauptmann. Sehen wir die schwere Verantwortung, die sie tragen. Und wir werden begreifen, warum sie dieses und jenes von uns verlangen. Sie tun das nicht auf Grund ihrer Persönlichkeit. Sie tun es wiederum nur im Hinblick aufs Ganze. Aus Gründen, die der Gemeinschaft dienen.

Wir verteidigen auch heute noch das, was vor 649 Jahren seinen Anfang genommen hat. Wenn wir diese ansehnliche Reihe von Jahren überblicken, so können

IM DIENSTE DER HEIMAT

Erzählung aus der gegenwärtigen Grenzbesetzung von Fw. Eugen Mattes

(14. Fortsetzung)

«Das ist Kräuterschnaps», erwiderte Trudy, «den mein seliger Vater noch gebrannt hat. Ein guter alter Tropfen, gerade recht für wärmebedürftige Soldaten.»

«Wenn einer von euch einmal Magenweh hat, dann soll er nur ungeniert kommen. Ein Gläschen Kräuterwasser und es vergeht, wie der Schnee an der Sonne.»

«Das hätten Sie nicht sagen sollen, Frau Hengartner, sonst leidet unser Kleiner von nun an an chronischem Magenweh», sagte Ruedi.

«Besonders wenn er wieder ein Paket Salami degustiert hat», setzte Fredy trocken hinzu.

«Es ist jetzt bald Heu genug in der Tenné, verdammte Plageister», murkte der kleine Müller. «Man könnte glauben, ihr lebtet von der Luft. Aber was sind denn das für Kräuter, aus denen dieser Schnaps bereitet wird?»

«Ich kenne sie auch nicht alle. Soviel ich weiß, sind es lauter Alpenkräuter: Enzian, Stränzen, Reckholder und dergleichen. Mein Mann betrieb dieses Geschäft immer ganz geheimnisvoll und sagte niemand, wie er die Sache machte. Diesen da hat er kurz vor seinem Tode gebrannt, als Trudy noch in den ersten Windeln lag. Da dachte er nicht, daß ihn der Tod so rasch abberufe, mitten aus dem gesunden Leben heraus. Wir hatten damals einen Stall voll Vieh, Schweine, Hühner und andere Kleinware und damit Arbeit in Hülle und Fülle. Die Grippe ging um und drunten in Zürich rumorte es. Da mußte

er wieder einrücken und wenige Tage darauf brachte man ihn tot nach Hause. Ich habe schwere Zeiten durchgemacht. Aber die Arbeit und die Sorge um die Kleinen da, ließen mir nicht viel Zeit zum Studieren und Kopfhängen. Das war auch gut so.»

«Haben Sie den Hof dann verkauft?» fragte Ruedi.

«Bis vor zwei Jahren hielt ich alles beisammen, in der Hoffnung, Trudy werde einmal einen Bauern heiraten. Aber sie hat weder Lust noch Anlagen für das Bauerngewerbe und so habe ich den Hof an einen jungen, strebsamen Bauern verkauft und bin mit Trudy hierher gezogen.»

«Ihr Seliger war ein stämmiger Mann, nach dem Bilde zu schließen», sagte Ruedi. «Herrgott, wenn man so mitten aus dem Leben herausgerissen wird, von Frau und Kindern weg, das ist ein schweres Sterben.»

«Er war nicht mehr bei Bewußtsein, als der Tod ihn rief. Ich kam in den Spital, aber er erkannte mich nicht mehr. Ich hatte Mühe, ihn herauszubekommen, weil er an der Grippe starb. Aber auf mein Bitten durfte ich ihn heimnehmen und hier zur letzten Ruhe bestatten, angesichts der Berge, an denen er mit aller Liebe hing. Ja, er war ein großer, starker Mann. Trudy ist ihm wie aus dem Gesicht geschnitten, aber die hellen Augen und Haare hat sie von mir geerbt.»

Ruedi verglich. Ja, es waren dieselben edlen, fast herben Züge am Nase und Mund, nur viel feiner. Dazu die lachenden Blauaugen und blonden, fast rötlichen Haare, die dem Gesicht etwas unendlich Reizvolles verliehen. Trudy, das die vergleichenden Blicke sehr wohl bemerkt hatte, schlug die Augen nieder und errötete. Es war ihr unbehaglich, von einem Manne so forschend angesehen zu werden.

Der Kaffee «mit» mundete trefflich und das Birnbrot, eine Spezialität dieses Landstriches, war vorzüglich. Mit zierlicher

wir feststellen, daß seit der Gründung der Eidgenossenschaft immer eine Wehrmacht bestand. Demnach gab es auch immer so etwas wie Rekruten. Es gab auch eine Art R. S. Natürlich war die Organisation mit der heutigen nicht vergleichbar. Viele junge Eidgenossen haben ihre Lehre als Soldat auf dem Schlachtfeld gemacht. Wir werden im Frieden ausgebildet, damit wir dann im Krieg mit den Waffen etwas anzufangen wissen und keine Angst zeigen.

Daß die Schweiz heute noch intakt und unabhängig ist, daß sie überhaupt schon so lange Bestand hat, verdanken wir nicht hohen Idealen, sondern dem Soldatentum.

Unsere Geschichte lehrt uns, daß das Wort im Lied «Roulez tambours: chaque enfant naît soldat», wieder wahr werden muß. Wir müssen Winkelriede in unserer Armee haben, die alle andern mitreißen. Es muß das Feuer der Begeisterung in die Armee hineingetragen werden. Das ist unsere Aufgabe.

Heute sind wir keine Großmacht mehr wie einst. Wir haben uns nach langen Kämpfen zur Neutralität durchgerungen. Vielleicht sind wir dadurch den Großmächten um eine Stufe voraus. Keiner von uns darf aber aus Schwäche, aus Feigheit, Faulheit oder Bequemlichkeit neutral sein, sondern aus der innern Ueberzeugung heraus, daß wir damit unserm Land und unserer Sendung den größten Dienst erweisen. Ob wir unsere Freiheit und Unabhängigkeit behalten oder nicht, das kommt ganz allein auf uns an. Wir müssen den festen Willen haben, Soldaten zu werden. Unser Wille zur Freiheit muß unerschütterlich bleiben, unser Glaube ewig wahr. Wir alle tragen eine schwere Verantwortung: Unsere Offiziere, unsere Unteroffiziere, wir Rekruten, wir kämpfen und leiden für die Erhaltung dessen, was Männer am 1. August 1291 errichtet und beschworen haben.

Wir Rekruten feiern den 1. August im Wehrkleid. Wir spüren die Stärke, die Macht des Rütlichwures. Unser Herz schlägt für unser Vaterland! —

Mitr.Rekrut Schwarz René, Mitr.Kp. VII.

Hand bestrich Trudy die braunen Scheiben mit frischer Butter und sorgte dafür, daß die drei Landesverteidiger nicht zu kurz kamen. Mutter Hengartner füllte die Tassen immer wieder und es war so richtig heimelig in der schönen, großen Stube mit dem warmen, grünen Kachelofen, während draußen der Wind heute und der Regen gegen die Scheiben trommelte.

«Haben Sie schon gesehen, was für ein hübscher Spruch Ihre Tasse zierte, Herr Gerber?» fragte Trudy. Ruedi schüttelte den Kopf und hob die Tasse, die mit einem Kranz von Rosen bemalt war, unter dem folgender Spruch geschrieben stand:

«Keine Rose ohne Dornen,
Keine Liebe ohne Leid;
Selbst die Menschen ohne Fehler
Sind auf Erden dünn gestreut!»

Ruedi lachte. «Ja gewiß, ein wahrer Spruch. Jedes Dinglein hat seinen Haken und jeder Mensch seine Schwächen, wenn man auch selten geneigt ist, sie selbst einzusehen. Es ist eben nichts vollkommen auf Erden.»

«Es ist aber auch gut so», erwiderte Trudy, «wäre ein Mensch vollkommen, so wäre dies wohl sein größter Fehler in den Augen der Mitmenschen.»

Ruedi sah, daß jede Tasse ihren Spruch hatte und er forderte Fredy auf, auch den seinen zu lesen: Mit leisem Lachen in den Mundwinkeln gab er seinen Spruch bekannt:

«Drückt dich in des Lebens Not
Die Sorge um Dein täglich Brot,
Dann denke Dir, es sei so Brauch,
Sie drücke andere Leute auch.»

«Es ist ein recht vergnügliches Essen, wenn solch' gute

Batterie-Lied

Sch.Mot.Kan.Bftr. 116

Melodie: Ein gar so eigen Frühlingslied.

Wer kennt denn ned im Schwizerland
die schweri Artill'rie?

Die isch doch überall bekannt,
au uns'ri Batterie.

Sie isch no jung und doch so stark;
sie haltet sich ganz zäh.

: Wil jed're liebt sie bis ufs Mark,
d'Batt'rie hundert-sechs-zeh. :

Wie chund's denn nur, daß uns'ri Ma
sich guet verträge tüend?

Wenn einisch Zwytracht sie händ g'ha
glich blybe beschi Fründ?

Sei's wo es well, in Stellig, Park
gilt d'Kameradschaft meh.

: Wil jed're liebt sie bis ufs Mark,
d'Batt'rie hundert-sechs-zeh. :

Und würd' ich ned Sechs-zehner si,
doch' wüß' i was dervo,

i glaub' ben're andre Batterie
tät's mi ned ruhig loh.

Drum auf Soldat und Offizier,
blyb immer treu dem Band.

: Und schütz es z'diene dürfe hier
hüt üs'rem Vaterland. :

Wenn alli einscht deheime sind,
de Chrieg au isch verby,

so Gott üs denn ihm dankbar findt,
daß er isch gnädig gsi.

Es werd so cho, daß keine stark
sich trennt vom and're meh.

: 's hed jed're g'liebt sie bis ufs Mark,
d'Batterie Hundert-sechs-zeh! :

Kpl. H. F.

Sachen noch mit sinnvollen Sprüchen gewürzt werden wie da», sprach er.

«Nun ist Herr Müller an der Reihe uns zu verraten, was das Geschick ihm für einen Vers beschert hat», sagte Trudy. «Ich kenne den Spruch zwar, aber es wird immerhin Ihre Kameraden interessieren und außerdem trägt es zur Unterhaltung bei.»

Der kleine Müller hob seine Tasse, auf der sich Wurst, Brot und ein gefülltes Weinglas in steter Wiederholung der gleichen Motive zu einem Kranze rund um die Tasse vereinigten und las:

«Speis' und Trank erhält Dein Leben,
Zweck und Sinn mußt Du ihm geben.»

«Das klingt wie eine Mahnung, Dich zu erinnern, daß es im Leben noch höhere Zwecke gibt, als Salamipakete aus der Welt zu schaffen, hetzte Ruedi seinen Kameraden.

«Tue nicht so scheinheilig, Ruedi, als ob Du Dich nur von Blumensträußen ernährtest. Erinnere Dich des Spruches, den Du mir entgegengehalten hast, dieser Tage, als ich Dich in der Kompanieküche erwischte, da Du eben einen ansehnlichen Brocken Käse ohne besondere Beschwerden vertilgtest. Wenn ich mich zufällig lieber an Salami halte, befolge ich nur den Wahlspruch: 'Gut gegessen ist halb gearbeitet.' Nicht wahr? Nicht wahr?»

Ruedi nickte lachend: «Kannst einen putzen, diesmal.»

«Nun, Fräulein Trudy, habe ich meiner Pflicht genügt, es ist nun an Ihnen zu sagen, welches Produkt der Dichtkunst ihre Tasse ziert.»

«Das Fräulein schenke ich Ihnen, Herr Meier. Nennen Sie mich einfach Trudy. Nun will ich Ihre Neugierde befriedigen, hören Sie: